

Die Zeitungszeitung

Nr. 28

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Verena Stadler.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Das Gefänder der Bienen stand wie dunkles Flechtwerk vor dem eben heraufgebrochenen Mondlicht und auf den Dächern lag es wie Schnee. Die Stube der Base Katharina war still. Was vorn auf der breiten Seestraße hin und her wogte, rollte und schritt, hörte man hier nicht; nur wenn durch die enge Hintergasse ein Fußgänger kam, klangen die Steinplatten höhl und tönend unter seinen Füßen. „Ja, das ist jetzt eben so, Verena“, begann die Base stöhnend; „oft kommt es mich so an, daß ich keinen Atem mehr habe.“ Sie erhob sich jetzt und sprach sodann der jungen Verwandten davon, wie sich ihr Leben im Hause gestalten sollte. „Du verstehst mich“, schloß sie; „ich kann einmal krank werden, so kann ich, und — im Hause muß ein vertrauter Mensch sein, und — so bin ich Dir dankbar, daß Du gekommen bist. Hoffentlich ist es auf lange.“ „Gewiß“, sagte Verena. Dann brach die Base unvermittelt mit der Frage hervor: „Was sagst Du — zum Wilhelm.“ Verena war verlegen. „Gut mag ich ihn“, sagte sie lächelnd. Das Wort schien der andern wohlzutun. „Gut ist er“, fuhr sie eifrig fort. „Er arbeitet und ist gutmütig, und es muß einer manchmal lachen den Tag hindurch, wenn er so trocken und späßig daherredet. Es ist gut mit ihm zusammenleben, mit dem Wilhelm. Aber —“ ihre Stimme wurde leiser und stockte. Dann vollendete sie: „Leicht verlocken läßt er sich. Einen guten Freund sollte er immer um sich haben, der ihm recht bleiben hilft.“ — Die Base sagte das wie zu sich selber; ihr Blick haftete am

weißtannenen Stubenboden. Auf einmal schwiß sie ganz.

Verena mochte sie nicht stören. Aber den Wilhelm sah sie deutlich vor sich, den großen Menschen mit den breiten, ungeschlachten Schultern und dem gebogenen Rücken. Er hatte etwas ernsthaft Rechtschaffenes in seinem Neßern. Jetzt aber sagte die Base, leichtsinnig

den Einzug in das Waserische Haus lieb machte. Dann gingen sie mit einem wortkargen Gruß auseinander für die Nacht. —

Am andern Tag und an denen, die ihm folgten, lebte Verena sich bei der Base Waser ein. Es war nicht schwer. Sie wußte im Laden bald Bescheid und bald im Hause. Sie war klug und anständig. Die Base fühlte, wie zwei junge, feste Arme ihr unter die alten griffen, und war es zufrieden, hielt hohe

Stücke auf die junge Verwandte und lebte im übrigen ihre Zeit weiter, eine gebrechliche Frau, von Asthma geplagt, oft bettlägerig, aber zäh. Nach dem Bauernhausim Herrlibacher Berg verlangte Verena nicht zurück. Manchmal kam eines ihrer Geschwister vorbei, wenn sie just zur Stadt fuhren; sie hielten von Ferne redlich zusammen, aber schon nach den ersten Monaten war es ihr, als habe sie im Hause der Base Heimat und nirgends sonst. Am Haus zum Höfleintrieb das Stadt-Leben vorüber, und die, die drinnen saßen, merkten wenig davon.

Die Base war eine zurückgezogene Frau, besuchte niemand, hatte weder Verwandtschaft

noch Freundschaft in der Stadt. In der Enge der Waserischen Häuslichkeit geschah für Verena lange Zeit nichts Außergewöhnliches. Das Geschäft der Verwandten war ein einträgliches, aber ruhiges. Der Better Wilhelm arbeitete mit einem, oft auch mit zwei Gesellen. Lange vor Tag waren sie auf und hantierten in der Backstube. Nachmittags legten sie sich ein paar Stunden schlafen, weil ihnen die Nächte zu kurz waren. So sah Verena den Better eigentlich nicht oft; denn



Ferienkolonie-Kinder beim Ballspiel.

sei er, der Wilhelm! Verena wunderte sich; von der Seite kannte sie den Better nicht.

Sie saßen einige Augenblicke, ohne zu sprechen. Dann erinnerte sich die Base, daß Schlafenszeit sei. Sie machte nicht viel Worte; die Lust am Reden schien ihr vergangen. Aber als sie Verena in ihre Schlafkammer begleitete, tat sie ihr mit Blick und Wesen etwas wie mütterliche Liebe an, die sie ertörmte und ihr

bei der Arbeit war er ganz und tief nicht weg davon. Nur abends um Hinzunachten kam er manchmal, eine saubere Schürze vorgebunden, in den Laden, wo sie um die Zeit allein saß und die Kunden seltener wurden. Er setzte sich in seiner ganzen Schwere auf den Ladentisch und schlenkerte die Beine, lachte das Mädchen treuherzig an und plauderte von dem und jenem.

„Gerade viel Vergnügen hast nicht bei uns,“ sagte er einmal. „Aber im Winter will ich Dich mitnehmen hier und da zu den Vereinsanlässen.“

Er war Mitglied einer Menge Vereine, war abends häufig aus und wußte zu erzählen, wie es da fröhlich zugehe und was für den Winter an Vergnügungen geplant werde.

„Weißt was,“ sagte Berena unvermittelt, „bleib einen Abend mehr in der Woche bei der Mutter und mir, dann schenke ich Dir Deine Anlässe.“

Da wurde er rot wie ein verlegenes Kind, was sonderbar zu seiner Größe und Kraft stimmte, und wußte nicht gleich eine Antwort. Endlich murmelte er: „Das kann man ja.“

Aber er tat es nachher doch nicht; und es wollte Berena scheinen, als habe er seit ihrer freien Rede eine leise Scheu vor ihr. Er kam aber doch nach wie vor zuweilen und setzte sich zu ihr. Wenn er nicht kam, blickte sie nach ihm aus, wußte aber nicht, daß sie allmählich auf die Stunde, die ihn brachte, zu warten begann.

Einmal trat er nahe zu ihr, die sich an ihr Ladenfenster gesetzt hatte. „Ist das nicht eine Feine?“ fragte er und zuckte mit der Schulter nach der Richtung, in der soeben eine junge hübsche Kundin aus der Ladentür hinweggeschritten war.

„Wen's dünkt,“ sagte Berena. Da neigte er sich über sie und spielte mit den krausen Härchen in ihrem Nacken. „Aber das bist Du eigentlich auch, eine Feine,“ sagte er.

Berena neigte den Kopf tiefer über die Näharbeit, die sie hielt. Ihr wurde heiß.

„Nicht?“ fragte er und legte den Arm um ihre Schulter.

„Laß mich!“ sagte sie zornig und schüttelte seinen Arm ab; ihre feinen Nasenflügel zitterten.

„Boß — poß,“ machte er halb verlegen, halb lachend und ging in die Stube nebenan.

Am nächsten Tag kam Berena zufällig hinzu, als er von einem Wagen, der schwere Buchenholzscheite für ihn gebracht hatte, die Last ablud. Bei der Arbeit war er ein anderer.

Als Berena sah, wie er zugriff, hatte sie Freude an ihm und blieb bei ihm stehen. Die Scheite flogen krachend eins aufs andere. Sein Körper bog sich in stummer Wucht auf und nieder, seine Arme, an denen die Hemdärmel bis fast zur Achsel aufgekrempt waren, waren so schwer wie eines der Scheite und die Muskeln daran bewegten sich wie eiserne Scharniere. Berena fragte nach dem Gesellen und weshalb er nicht helfe. Da lachte Wilhelm. „Wegen der paar Späne! Da möchte es schon der Mühe wert sein, daß zwei auf den Wagen stiegen!“ Dann merkte er, daß sie über seine Kraft staunte, und dann griff er erst recht die schweren Stücke spielend auf und ließ sie in weitem Bogen in den Holzraum sausen. Dabei warf er das übermütige Wort hin: „Du wärst auch nicht schwerer als so ein Klotz!“

„Goho,“ scherzte sie zurück, „ich bin kein Klotz, aber auch nicht so leicht wie Du meinst.“

„Soll ich's versuchen?“ neckte er sie und stampfte über den leeren Wagenhinterteil, als ob er nach ihr hauchen wollte. Da flog sie flink nach vorn; ihre Augen blitzten. „Haben mußt mich.“

Sie jagten sich ein paarmal hin und her, lachten und holten sich rote Köpfe; am Ende schoß das Mädchen mit einem Sprung über einen Hausen Scheite in den Holzraum und davon. So geringfügig die Spielerei gewesen

war, waren sie von da an bessere Kameraden als früher. Beim Abendessen lachten sie über die Jagd, neckten sich aufs neue, und die Base Katharina sah heimlich nach ihnen und ließ eine Hoffnung in sich keimen.

Aber die Zeit ging und gab der Kleinen Hoffnung nicht recht. Wilhelm und Berena vertrugen sich ganz gut, aber der junge Väter wurde nicht häuslicher, ob auch eine da war, von der seine Mutter meinte, daß sie ihm das Dableiben lieb machen könnte. Der Winter war nicht mehr fern, von dem Wilhelm gesagt hatte, daß er Berena Unterhaltung bringen sollte. Es wurde kühl in St. Felix und von den Bäumen der Straßenseiten regneten gelbe Laubblätter. Da kam knapp vor der Winterschwelle unter dem Einfluß einer Föhnströmung unerwartet ein klarer, schöner Sonntag. Die Base Katharina und Berena machten sich gemeinsam auf. Als sie unter die neben dem Ladenbau liegende Haustüre traten, lehnte Wilhelm, mit seiner Arbeit zu Ende, mehlbestäubt und mit verkreuzten Armen am Türpfosten. Er sah aus wie einer, der sich langweilt.

„Schön ist es heute,“ sagte die Base, als sie ihr bleiches und schmaler gewordenes Gesicht der warmen Sonne bot.

„Ein langweiliger Sonntag wird es,“ brummte Wilhelm.

„Langweilig?“ sagte Berena.

„Nichts los ist,“ machte er gähmend. „Gähte einer wissen können, daß es heute noch einmal schön wird!“

„Muß denn immer etwas los sein?“ sagte seine Mutter, schüttelte den Kopf dazu und seufzte. Dann grüßten sie und gingen.

Plötzlich rief er ihnen nach: „Du, Brene!“

„Ja?“

Das Mädchen stand still.

Er kam auf seinen schlappenden Pantoffeln ihnen nach. „Willst?“ — fragte er, „wollen wir zusammen auf den See heute?“

Berenas Wangen röteten sich. „Sag ja, wenn es Dich freut,“ sagte die Base. „Er darf wohl einmal mit Dir gehen, das darf er.“

„Es muß schön sein heute,“ sagte Wilhelm und sah nach dem Wasser hinüber, das jenseits des weißen Pflasters wie übersilbert glänzte.

„Ich komme schon — gern,“ sagte Berena.

„Gut! Nach dem Essen,“ gab er zurück. Dann drehte er sich dem Hause zu.

Nach dem Mittagessen nahmen sie sich an der Lände ein Boot. Der See wimmelte von kleinen und großen Fahrzeugen und die Ufer waren von Spaziergängern belebt wie zur Sommerzeit. Berena trug ein neues schwarzes Kleid und einen schlichten Hut von gleicher Farbe. Sie sah gut darin aus. Wilhelm, als sie im Boote Platz nahm, übersah ihr zulieb ein paar hübsche Mädchen, die neben ihnen sich einschiffen, und blickte darein, als sei ihm nachgerade der Sonntag doch nicht leid. Als er ins Schiff stieg, schwankte es heftig. Berena lachte: „Meinst, Dich trägt's!“

„Was ich zu schwer bin, bist Du zu leicht,“ gab er zurück, „so gleicht es sich aus.“ Damit warf er den Rock ab und ergriff die Ruder. Er schob das Boot aus den Reihen der übrigen, dann tauchte er die Ruder tief ein und sie entfernten sich rasch vom Ufer.

Der See glitzerte und die Sonne stand in zwei blauen Tiefen, einmal im Himmel und einmal im See. Ihr Schein lag über St. Felix, über den weißen und stolzen Bauten der neuen Stadt und über den dunkeln, hängenden Giebeln der alten. Er traf auch das Boot, und Berena fühlte ihn wie in warmen Wellen über Hals und Rücken rieseln. Sie nahm den Hut ab und legte ihn neben sich; der leise Wind strich ihr über das krause dunkle Haar. Der Wetter Wilhelm sah sie und das Blut stieg ihm sichtbar ins Gesicht. Er suchte nach einem freundlichen und guten Wort. Weil er keines fand, wurde

er verlegen und brachte den Blick nicht weg von ihrem Gesicht. Am Ende nahm auch er den Hut ab. „Es ist heiß,“ sagte er und griff fester in die Ruder.

Sie fuhren dann weit in den See hinauf und sprachen nicht viel. Weil aber dem Wetter Wilhelm die Lust zum Scherzen nicht abhanden kam, hatten sie manchmal Anlaß, zu lachen. Dazwischen hinein sah Berena in den hellen Tag, atmete tief und frei und sagte ein paarmal: „Wie das schön ist, heute!“

In einer Gartentwirtschaft am See nahmen sie ein Abendbrot. Sie hatten eine Bank nahe am Seeufer inne. Die vielen Sonntagsgäste des Wirtschaftsgartens saßen mehr in der Nähe des Hauses. Wilhelm verschwand und trug Kuchen und Trauben für seine Begleiterin herbei. Er sah gut aus in seinen Feiertagskleidern. Als er durch die Reihen der übrigen Gäste schritt, erschien er größer und stattlicher als alle, die an den Tischen saßen. In seinen Augen hatte er ein warmes Leuchten. Man sah ihm die Freude an, die es ihm gab, ihr etwas zuzulie zu tun. „Es war mir doch, er müßte noch Trauben haben, der Sonnenwirt,“ sagte er; „er spart sie immer lange auf.“ Damit stellte er die Früchte vor Berena hin.

„Du, verwöhne mich nicht so,“ schalt sie lächelnd. Sie war rot geworden. Das Herz schlug ihr; sie wußte nicht, weshalb.

Aber auch hier gedieh die Unterhaltung nicht recht. Wilhelm schaute auf den See, dessen Wasser am Ufer dunkel war und nur jenseits von leisem Goldschein glänzte. „Es wird eine schöne Heimfahrt,“ sagte er endlich.

„Sicher“, entgegnete Berena. „Jetzt hast Du mir einen schönen Sonntag gemacht,“ fügte sie hinzu. Er zürnte sich selber, als sie das sagte. „Das hätten wir schon lange haben können,“ meinte er, sich selber tadelnd.

Sie saßen dann noch eine Weile und gingen hierauf zum Boot hinab, dort zettelten an der Gartentreppe lag. Niemand hatte groß acht auf ihre Abfahrt. Das Schwaben und Lachen der Wirtschaftsgäste scholl in ihrem Rücken. Berena setzte Wilhelm die Ruder ein, dann verhallten die Stimmen, und das Ufer wich still zurück.

Der See war ohne Bewegung. Selbst jetzt noch, da es Abend geworden, war es kaum kühl. Die Luft war nur wunderbar klar, und sie ruderten langsam in eine Flut von sachten Gold hinein. Die Nebenhügel und die dunkeln Wälder und die weißen Dörfer des rechten Ufers lagen überhaucht von einem lichten, warmen Glanz. Zuweilen braunte ein Fenster in silbrigem Feuer, zuweilen leuchtete ein Kirchturmkreuz; sonst war nichts als das friedliche Licht über See und Land und die große Stille des Sonntags.

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Schmied.

Ich tu meine Arbeit, dumpf, ohne Bemühn —
Mit Grollen nur seh ich das Eisen erglühn!
Vorm heißen Odem der Esse mir graut,
Wenn in mein Sinnen der Blasebalg braut:
Pack an, du Träumer, pack an!

Rotprühend das Schwert in dem Flammenbett liegt,
Um meine Fäuste der Funkenstrom fliegt!
Den Hammer erhebe ich mit zorniger Hand:
Es sind zuviel Herren, ja Herren im Land!
Pack an, du Träumer, pack an!

So wird mir das Leben verdämmern, vergehn —
Und ich kann nur immer am Schmiedfeuer stehn!
Die Kohlen verlodern zu Funken und Rauch —
Du höhnt mich nicht lange mehr, Flammengedäch:
Pack an, du Träumer, pack an!

Ludwig Bell.

Briefe Robert Schweißels aus Italien.

Mitgeteilt von Ernst Kreowski.

(Schluß)

Der zweite Brief an Frau Elise, den Schweißel, worauf sie immer mit leuchtenden Augen hinzuweisen pflegte, als „glücklicher Römer“ unterzeichnet hat, ist wieder ein Hohelied auf Rom's Vergangenheit, von der bis nun seine alten Wandgemälde zeugen.

Rom, den 8. März 1875.

Das Rom, auf welches ich zum ersten Male von dem Monte Vincio blickte, entsprach nicht der Vorstellung, die ich mir davon gemacht hatte. Als Stadt gewinnt Rom auch nicht bei näherer Bekanntschaft. Es ist ein Gewirr von meistens schmalen und krummen Straßen. Aber nun tritt das Historische hinzu. Da ist St. Peter, da ragen Obelisk auf, dort Säulen und Bruchstücke altrömischer Zeit, und da wieder Miesentürme aus der Zeit der Barone. Hier rauscht ein abgeschmackter Brunnen, dort rauscht ein anderer, der durch seine gewaltigen Massen imponiert, und dann steht man vor den Treppen, die zum Capitol führen, hier das Pantheon und dort die mächtigen Trümmer des Colosseums. So baut sich das Bild auf und dehnt sich und schwillt; und dann hat man ein Gefühl, als dehnt man sich mit und wächst; Jahrtausende von Geschichte sind in lebendigen Flus geraten, sind Gegenwart geworden und es faßt einen wie eine Art Schauer, heiliger Schauer und man sagt leise zu sich: Du bist in Rom! Rom erobert noch immer, und so hat es denn auch mich mit jeder Stunde fast in größerem Maße erobert. — Habe ich auf meiner Reise manche Enttäuschung erfahren, verursacht durch das über alle Beschreibung miserable Wetter und die davon untrennbare Nervenverstimmung, e i n s hat in Rom meine hochgespannten Erwartungen übertroffen: Der Petersdom. Wie ich mich ihm zum ersten Male näherte, machte die Fassade einen geradezu häßlichen Eindruck auf mich; sie erschien mir zu plump und geschmacklos. Als ich nun aber in das Innere trat — in dem unermesslichen Raum mit seiner einfachen edlen Harmonie stand — nun, ich will Dir's gestehen — da war ich so ergriffen, daß mir die Tränen aus den Augen liefen und ich mich in einen Winkel zurückziehen mußte, um mich erst auszuweinen. Seitdem bin ich alle Tage dort gewesen und immer ist der Eindruck ein, ich möchte sagen, über die Erde emporhebender, als ob man Flügel hätte. Gestern (Sonntag) habe ich dort in einer Kapelle die päpstlichen Sänger gehört. Durchweg schöne Stimmen, aber es ist wunderbar, Männer und Männer mit Schnurbärten wie Frauen singen zu hören. Unter anderem wurde ein Soprantrio gesungen, in welchem die Stimmen entzückend klangen, kräftig und doch weich. Wenn man die Augen schloß, war's ein Strom von Melodie, auf dem man fortgeschauelt wurde. Die Komposition war sehr einfach, aber sehr originell; gewiß von einem alten italienischen Meister. Ich konnte darüber nicht Bestimmtes erfahren. Und von St. Peter ging's geraden Wegs auf das Capitol und in das dortige Museum; und dort steht jenes Meisterwerk der Bildhauerkunst, wie die Welt kein zweites mehr aufzuweisen hat: die capitolinische Venus. Wie dies Bildwerk die Seele mit Entzücken erfüllt, das kann ich Dir nicht ausdrücken. Man könnte darüber zum Tannhäuser werden. Dort der päpstliche Dom, hier die heidnische Venus auf dem Capitol, kann man sich schroffere Gegenätze denken? Schwerlich; aber diese beiden Gegenstände sind Rom. St. Peter hat Jahrhunderte lang mit dieser Venus gekämpft und sie nicht zwingen können. Jetzt herrschen sie beide in Eintracht und die Schönheit wird noch herrschen, nachdem die Tiara längst ge-

fallen sein wird. Indessen glaube nicht, daß ich meine ganze Zeit nur damit zubringe, in den Kunstsammlungen der Museen, Paläste und Kirchen umherzulaufen. Ich besuche mir auch das Leben. In dem hiesigen Künstlerverein traf ich gleich am ersten Abend einen jungen Maler aus Berlin, der mich von dort her kannte und der mir und Janke seine freie Zeit von 4 Uhr ab in der lebenswürdigsten Weise zur Verfügung stellte. Mit ihm, Jakob heißt er, bin ich denn wacker umhergestrichen, durch die Gassen und die römischen Volkskneipen. Was gab's da und gibt's für köstliche Genrebilder; welcher Schmutz, und welch vortrefflicher Wein! Auch habe ich noch im Künstlerverein einen alten Bekannten wiedergefunden. Ich saß dort am Tische und unterhielt mich mit einem alten Herrn, den ich nicht kannte, als auf einmal vom Gtische her eine tiefdröhnende Stimme rief: „Donnerwetter, wenn das nicht der Schweißel ist, dann ist's der Teufel!“ Da drehte er sich um und ich hatte ihn auch bereits an der Stimme erkannt. Es war Dr. Sandvoh (*), der jetzt Sekretär des preussischen Gesandten ist. An diesen Kern hat sich dann noch dieses und jenes deutsche Element angeschlossen, und da sie alle schon längere Zeit in Rom sind, so habe ich unter ihrer Führung manches von Rom kennen gelernt, was mir sonst wohl fremd geblieben wäre. Unter anderem haben wir einen hübschen Ausflug auf der Via Appia, der Gräberstraße, gemacht, bis zu einem Punkte, wo von einem Hause, das sich auf einem Grabmonument niedergelassen hat, ein köstlicher Blick auf die Sabiner- und Albanergebirge, auf Frascati usw. sich eröffnet, während links in der Campagna die Wasserleitungen von den Gebirgen nach Rom sich hinziehen, welches im Hintergrunde mit seinen Kuppeln, Türmen, Säulen und Mauerresten liegt. Gestern haben wir einen Spaziergang vor die Porta Pia, bei welcher Rom 1870 erklirmt wurde, in die Campagna hinaus gemacht, bis vor den heiligen Berg, auf den auch die unterdrückte Plebs auswanderte. . . . Noch will ich hinzufügen, daß ich hier ein echt römisches Volkstheater besucht habe. Es war eine Posse, die ich sah, mit vieler Prügel; dann folgte eine Pantomime mit dem unsterblichen Polichinell und graziösen Ballett, dazwischen Gesang römischer und neapolitanischer Volkslieder. Ein Drama, welches den Beischluß machte, sah ich nicht mehr an. Das Eintrittsgeld war lächerlich billig. In den großen Theatern bezahlt man für Parterre 3 Frank; Logen usw. sind teurer. Ein Logenplatz kostet 6, auch 10 Frank.

In meinem nächsten Briefe schicke ich Dir hoffentlich einen Atemzug italienischen Himmels . . .

Aus dem Fenster meines Hotels habe ich eine schöne Aussicht auf römische Gärten; auf der Höhe die Villa Ludovisi, auf Goethes Riesen-Jupiterkopf. Ich umarme Dich, und bitte alle Leute zu grüßen von

Deinem glücklichen Römer.

*

Am 9. März macht Schweißel einen Abstecher nach Neapel. Diese Reise wirkt so mächtig auf ihn ein, daß er sich erst nach fünf Tagen zu einem Briefe an seine Frau aufraffen kann. Durch Museen, Märkte, Gassen ist er unterdessen gewandert, das Leben hier bei Tage bis in die Nacht hinein studierend. Im Theater war er auch; ja, am 12. März fuhr er sogar nach Capri hinüber, allwo er's in der Künstlerkneipe sich wohl sein ließ. Wieder zurückgekehrt, hat er am nächsten Vormittage Gelegenheit, zwei Leichenkondukte zu beobachten. Und dann am Namenstage Viktor Emanuels schreibt er:

* Unter dem Pseudonym „Xautippus“ ist Franz Sandvoh auch als Keniendichter bekannt geworden.

Neapel, den 14. März 1875.

Während ich die Feder eintunke, donnern die Kanonen von St. Elmo, um den Fischen in der blauen Meerflut vor meinem Fenster zu verkünden, daß die Neapolitaner heute einen doppelt so großen Lärm wie gewöhnlich machen werden, denn es ist heute der Geburtstag des re galantuomo . . .

Die hiesige Temperatur gleicht etwa der bei uns zu Anfang Mai; scheint die Sonne, dann ist es schon jetzt fast unerträglich heiß. Uebrigens ist auch hier die Vegetation noch stark im Rückstande. Unsere nordischen Laubbäume sind erst im Zustande des Knospens, das Weinlaub hat sich noch nicht hervorgewagt, die Mandelbäume blühen hier wie in Rom auch jetzt erst, d. h. fast vier Wochen später als sonst. Dagegen gibt es schon alle Arten junger Gemüse, Spinat, Salat, Radieschen, junge Erbsen, Blumenkohl usw. Ebenso entwickelt ist der Blumenkohl des Frühlings, die Rosen sind schon da. Riesige Buketts, die in Berlin 5 und mehr Taler kosten würden, bekommt man hier für 50 Cent. und 1 Frank, und äußerst geschmackvoll geordnet, wie denn den Neapolitanern nicht abzusprechen ist, daß sie ihre Waren, seien es Blumen oder Fische, Früchte, Gemüse, Käse, Würste geschmackvoll herauszubereiten verstehen. — Von Rom ab merkt man mit fast jedem Umschwung der Räder, daß man sich dem Süden nähert. Die Sabiner- und Volkerberge, die Albanergebirge und Apenninen waren tief mit Schnee bedeckt, der sich allmählich minderte; das Grün der Wiesen wurde fastiger und die Sonne intensiver. In den herrlichen Ebenen von Capua merkte ich zuerst, daß ich nun wirklich in Italien sei. Die Landschaft war immer reizvoll, oft großartig mit weichen Farben, die alles in Harmonie brachten. Wie aber soll ich es Dir schildern, als nun der Besuch austauchte und einige Sekunden später der Busen von Neapel mit Torre del Grecco, Portici und wie die Ortschaften am Fuße des Feuerspeiers alle heißen, von der sinkenden Sonne mit rötlichem Golde durchblüht, zu meinen Füßen lag? Ich vermag das nicht wiederzugeben. Es war wie ein paradiesisches Traumbild und so ist alles, was ich von diesem herrlichen Land bis jetzt gesehen habe. Castellamare, Sorrent, Capri, die blaue Grotte, man atmet die Schönheit ein, fürchtet aber fast, recht scharf zuzusehen, weil man glaubt, im nächsten Moment müßte alles wie eine Fata Morgana zerinnen und verschwinden. Ja, dieses Land ist schön, und wenn es am schönsten ist unter der hellen Sonne, so ist es doch auch wieder wunderbar reizend bei bewölcktem Himmel. Unmittelbar vor meinem Fenster im Hotel Washington liegt das Meer, links auf weit vorspringendem Fels das Castell Ovo, ähnlich Chillon (im Genfer See), nur größer und unheimlicher; geradeaus die Sphinx, d. h. die Felseninsel Capri oder, wie die Eingeborenen sagen, Crape, und links streckt sich der Posilippo mit seinen Willen ins Meer hinaus bis Ischia. Wie oft sage ich, wenn nun doch die Maus an meiner Seite wäre und das alles auch sähe! Neapel selbst ist eine Stadt voll unbeschreiblichen Getöses, alles schreit. Denke Dir die Leipziger Straße (in Berlin) noch dreimal so stark mit Menschen gefüllt, und Du hast eine Vorstellung von dem Gedränge in allen Gassen, besonders in der Toledostraße, die jetzt Via di Roma heißt, und in diesem Gedränge jagen zahllose Droschken und Wagen; aber höchst selten kommt dabei ein Unglücksfall vor. Die Wagen jagen nicht etwa, weil die Leute Eile haben, sondern weil Menschen und Pferde das Blut treibt. Bewegung der Glieder und Kehlen ist Prinzip; vom Schreien sind die Leute fast alle heiser; jeder hat etwas zu verkaufen und wie Fliegen im Hochsommer auf einen Tropfen Honig, so fallen sie über den Fremden her. Jedoch genügt ein „non“ oder eine Handbewe-



Kreisspiele.

gung, sie von sich abzuweisen. Sie sind zudringlich aber höflich, unverschämte und doch wieder leicht zufriedengestellt. Die unteren Klassen laufen in Lumpen umher, von denen man nicht begreift, wie sie dieselben anzulegen vermögen. Die Lumpen haben nichts Malerisches wie in Rom. Vom Waschen hält der Neapolitaner nichts; aber er läßt sich täglich wenigstens dreimal die Stiefel wischen und ist dann stolz wie ein Sibalgo, was ihn aber nicht hindert, seine Finger in fremde Taschen zu stecken. Der Taschendiebstahl wird hier in einem Umfange getrieben, gegen den der Dondon ein wahres Kind ist. Mir selbst wurde gestern, während ich stehen blieb, um einen Leichenzug anzusehen, ein Plan aus der hinteren Rocktasche gestohlen. Es war dies alles, was ich darin hatte, denn, gewarnt, trage ich alles in den zugeknöpften Brusttaschen meines Rockes. Ohne diese Vorsicht würde ich gestern wahrscheinlich ohne Geld, Brieftasche, Taschentuch usw. nach Hause gekommen sein . . .

Der Besuch hat mich ein wenig enttäuscht. Erstens habe ich ihn mir gar nicht so hoch vorgestellt, wie er wirklich ist, und dann suchte ich anfangs den ewigen Rauch vergebens. Ich sah auf



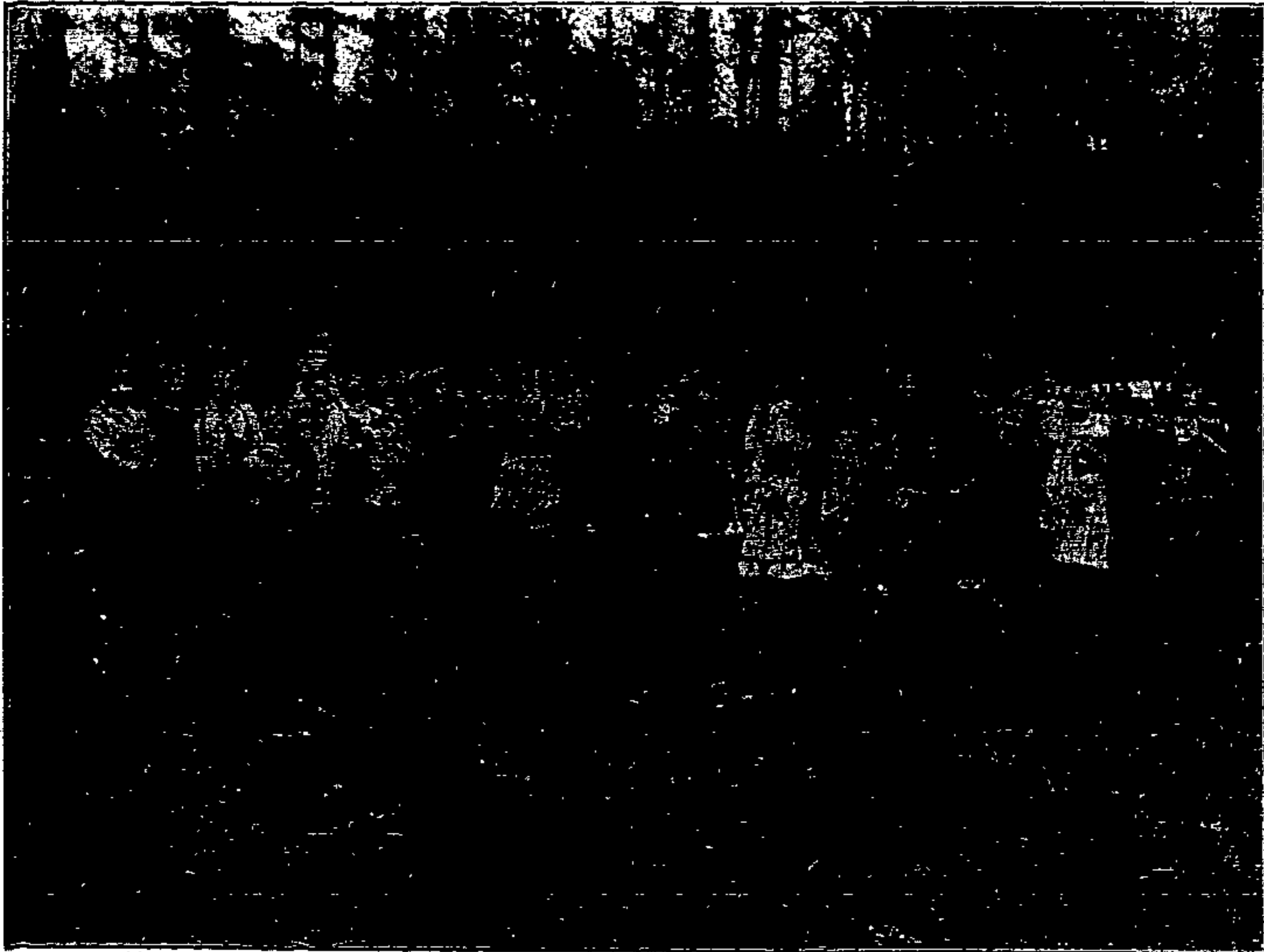
Vesperzeit.

thusiastisch, und merkwürdig ist es, wie sie die schönen Stellen, oft nur aus ein paar Taktten bestehend, heraus hören, sich daran entzücken und alles übrige fallen lassen. In Neapel herrscht die Sitte nicht, daß in den Zwischenakten Zeitungen in den Theatern verkauft werden und alles liest. Es macht einen sonderbaren Eindruck, so ein ganzes Parkett und Parterre hinter großen Zeitungsblättern verschanzt zu sehen. Die Zwischenakte sind übrigens nicht von unerträglicher Länge. . . .

Vor meinem Fenster dudelsackt ein Bifferrari im Nationalkostüm, was fast ganz verschwunden ist; auch auf Capri ist keins mehr zu finden. . . .

Grüße alle lieben Bekannten. Ich würde mich in eine hübsche Neapolitanerin verlieben, wenn sie nur hübsch wären! Sie können sich mit den Römerinnen nicht messen.

Die noch folgenden fünf Tage wurden fleißig ausgenutzt. Am 15. März besuchte Schweichel Pompeji, wo kurz zuvor das Haus des Orpheus ausgegraben war. Am 16. März genießt er von der Höhe des Besubs einen herrlichen Ausblick auf Neapel und das Meer. Dann wird noch zu dem Kloster Carmaboli hinaufgewandert, abends eine Bootfahrt im Hafen gemacht, in den hohen mächtigen Gewölben des Jesuitenkellers, der außerhalb der



Reigenspiele.

schwarzen Mauer von einer gelben Bulldogge bewacht wurde, ein Bröbchen vortrefflichen Weines genossen usw. — bis am 19. März die Rückfahrt nach Rom erfolgte. „Schöne Tage waren das“, ruft er aus, „schöne, wunderschöne Tage!“ Au dem turbulenten Leben des neapolitanischen Südens gemessen, möchte ihm Rom „sehr tot“ erscheinen. In diesem dritten und letzten Briefe zieht Schweichel gewissermaßen das Fazit seiner Beobachtungen und Erfahrungen. Er schreibt: Rom, den 21. März 1875. Vorgestern Abend (Freitag) spät bin ich von Neapel wieder hier eingetroffen, wo ich Deinen lieben Brief vom 8. d. M. fand und mich, wie Du Dir denken kannst, über Deine Mitteilungen sehr freute. Meinen Brief aus Neapel wirst Du hoffentlich erhalten haben. Hier in Rom, wo ich mit einem ganzen Omnibus voll Reisender eine ganze Stunde unherkutscheren mußte, bis ich ein Unterkommen fand, und zwar drei Treppen hoch in einer Bude, in der ich mich kaum umdrehen kann und diesen Brief auf dem Waschtisch schreibe, weil der eigentliche Tisch bei jeder Verührung umzufallen droht und wo ich eine köstliche Aussicht auf himmelhohe Hofmauern habe — hier in Rom habe ich sogleich die Beine in die Hand genommen und eine Fülle von Dingen teils zum zweiten, teils zum ersten Male gesehen, aber es wächst damit fast die Masse des noch zu Sehenden, nicht weil es im Bäderer steht, den ich gar nicht bemerke, sondern weil eins das andere ergänzt und das Bild vervollständigt. Gestern bin ich im Ghetto gewesen, das Haus des Rienzi, den Palast der Cenzi gesehen und abends bei wolkenreinem Himmel und klarem Mondschein im Colosseum. Die Wirkung des letzteren war großartig und würde noch phantastischer gewesen sein, wenn der Zirkus nicht von Engländern gewimmelt hätte. Ich habe noch keine Ursache, über die Flöhe in Italien zu klagen; die Engländer sind aber die wahren Flöhe und Blattläuse an allem Schönen in Italien. Und, mein liebes Herz, mit meiner Ansicht von der traditionellen Kunstbegeisterung der Italiensfahrer habe ich leider recht. Hier in Rom schimpfen selbst die Künstler darüber, aber was hilft es? Es hat keiner den Mut, der Lüge der

Schönfeligkeit zu Leibe zu gehen, als deren größten Repräsentanten ich Stahr* betrachte. Seine Betrachtungen über Tizians Venus sind eben subjektive Sineinlegungen. Die Formschönheit und Farbe ist ja außerordentlich, aber ich habe sie oft genug betrachtet, um nicht sagen zu müssen, daß Tizian hierauf das Hauptgewicht

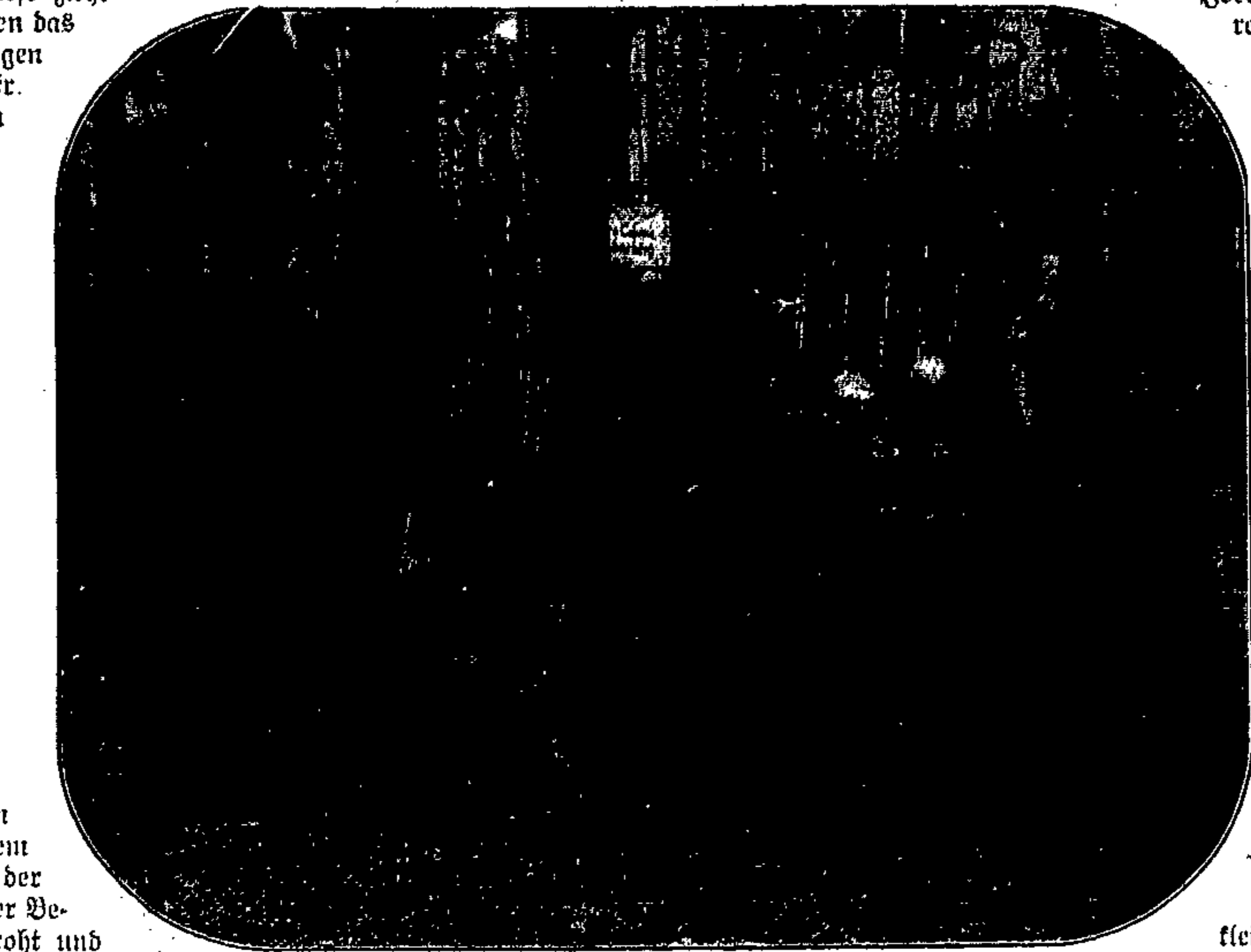
vielleicht nicht der Mann, wie ich ihn persönlich kenne. . . . Gält man gegen diese Sujets die Leistungen der Bildhauerkunst der alten Welt, dann sinkt der Wert jener Malereien des Mittelalters mit sehr wenigen Ausnahmen. Und noch eine Bemerkung: es ist unglaublich, wenn man bei uns die modernen Meisterwerke der Skulptur betrachtet, wie wenig eigene Ideen darin stecken. Die Anregungen und Originale sind in Italien zu finden. Du sagst, es muß ein eigenes Gefühl sein, sich in Rom zu befinden. Das ist's in der Tat, und nun ich hier bin, fühle ich, wie alles mehr und mehr ins Große wächst, nicht Kunstanschauung allein, sondern vor allem Weltanschauung, kulturgeschichtliches Bewußtsein. Ein anfänglich Fremdes will sich hinein drängen und stören, aber es ist kein Fremdes und fügt sich allmählich ein und eröffnet Perspektiven. Das ist die Umwälzung, in der sich Italien seit der politischen Einheit befindet. Alles was ich tun kann, ist aufzunehmen und das Aufgenommene in der Stille reifen lassen. Ich habe nun doch Mut und Hoffnung, die anfangs gar klein waren, daß einige Früchte reifen werden. Das schwerste war,

Der Bau der „Wohnung“.

einige leitende Ideen zu finden; das ist mir, glaube ich, gelungen, und vor allen Dingen kann man Italien nicht als ein Ganzes nehmen, wie ich anfänglich tat. Italien ist nur ein geographischer Begriff, und eines Tages wird es ein politischer sein.

* Adolf Stahr, Novellist und Kunstschriftsteller.

Am Mittwoch, spätestens Donnerstag dieser Woche reise ich von hier ab. Nach zwei Tagen in Venedig, steige ich wieder über die Alpen und eile zu Dir. Die Unstetigkeit des Reiselebens hatte ich nun nicht mehr länger aus und wäre auch die Pflicht nicht, welche mich an das Geschäft zurückruft, so ist es doch die Sehnsucht nach dem stillen Hafen an Deiner Seite. Recht hast Du, hätte uns das Glück früher gelächelt, das Leben wäre noch schöner gewesen, aber darin irrst Du, daß ich es nicht noch einmal an Deiner Seite beginnen möchte unter besseren materiellen Bedingungen. — Daß ich mein Herz an die hiesigen Kunst- und Landschaftsschönheiten verlieren möchte, brauchst Du nicht zu befürchten. Italien hat denn doch für den Fremden zu viele Schatten-



Beim Brotschneiden.

seiten, um nicht auch die Heimat lieb zu behalten. Namentlich wird dies derjenige empfinden, der nicht wie Goethe oder Stahr ein Jahr in Italien zubringen kann. Ja, die Heimat ist schön, und ich freue mich darauf, wieder an Deiner Seite zu sein. Fracht bringe ich genug mit und wir werden dieselbe gemeinschaftlich verarbeiten. Mit meiner Gesundheit geht es vortrefflich. Ich bin ganz wohl, wie in meinen besten Tagen. Neapel hat alle Schlacken gründlich vertrieben.

Lebe wohl, Du mein geliebtes Herz! Wir stehen und halten zusammen für den Rest des Lebens wie bisher.
Dein Robert.

Am 25. März trat Schweichel über Livorno, Pisa, Bologna, Venedig seine Rückreise an. Überall wurde, nach Eintragungen seines Tagebuchs zu schließen, noch in aller Eile ein Rundgang unternommen; und am Ostersonntag (28. März) hielt Schweichel „unter dem Glockenturm des Ave Maria“ seinen Einzug in Venedig. Zunächst hatte er das Gefühl, „als säße er wie eine Maus in der Falle“. Es war ein Gefühl des Gebundenseins und der Abhängigkeit, das sich jedoch verlor, als er wieder festen Grund unter den Füßen hatte und im Gewühl auf dem Markusplatz untertauchte. Von Venedig aus sandte Schweichel an Frau Elise seinen letzten Gruß, und noch am selbigen Tage abends 11 Uhr trat er die Heimreise an. Auf der Nordseite des Brenner empfing ihn der Winter mit Schneefall und Frost. Am 1. April, morgens gegen 8 Uhr, sah Schweichel Berlin wieder. Wohl hatte er gedacht: Italien, wenn es erst hinter ihm läge, wäre für ihn „ein schöner Traum“ gewesen. „Nicht also geschah's. Ich träumte wachend fort. Tage, Monde. Italien war und blieb die Wirklichkeit, in der ich lebte.“ Um seine Seele aus dem Zauberbann zu lösen, schrieb er die „Italienischen Blätter“.

Das Reich des weißen Elefanten.

Von Edmund Fikler.

Das „Reich des weißen Elefanten“, das merkwürdigste und interessanteste Land Asiens, eine „feenhaft Märchenwelt“ — so klingt es aus allen Reiseschilderungen über Siam. Noch Ernst von Hesse-Wartegg, der gelegentlich einer Reise um die Erde auch Siam besucht hat, kommt in seinen Beschreibungen nicht aus dem Staunen und Entzücken heraus. Und alle Reisenden, die vor ihm das Land kennen gelernt haben, schilderten es ähnlich. Heute ertönt in den Straßen Bangkoks das Getöse und Geräusch der elektrischen Straßenbahn; ein Telephonnetz ist über die ganze Stadt, die etwa 600 000 Einwohner hat, ausgebreitet. Ein halbes hundert große, mit Dampfkraft betriebene Reismühlen und vier große Dampfagewerke dokumentieren den Beginn der großkapitalistischen Produktionsweise. Eisenbahnen schnauben und pusten durch Stadt und Land, nach Nord und Süd; und von Ost nach West sind Bahnlinien im Entstehen. Der erste Eisenbahndirektor, der vor 2½ Jahren gestorben ist, war ein Deutscher; und auch die Post Siams ist von deutschen Sachverständigen nach europäischem Muster eingerichtet worden. In der Regierung und in der Verwaltung sind Europäer tätig. Die Sklaverei ist abgeschafft. Europäisches Leben und europäische Kleidung verändern zusehends das Bild. Und die „heiligen“ weißen Elefanten bilden in einem einsamen Stalle nur noch ein Schaustück für die Fremden. Eine alte Welt, uralte Einrichtungen, Lebensgewohnheiten, Sitten und Geistesrichtungen müssen in Siam einer neuen Welt, neuen Ein-

richtungen, einer neuen Gesellschaftsordnung weichen. Aber dennoch wird Siam viele uralte Einrichtungen mit in die neuen Produktions- und Gesellschaftsformen hinübernehmen; Einrichtungen, die uns „modernen“ Europäern als ein erstrebenswertes Ziel erscheinen, die aber in Siam längst bestehen und tief eingewurzelt sind. Die Eigenartigkeit der siamesischen Verhältnisse macht Siam auch heute noch und in Zukunft immer mehr zu dem interessantesten Land Asiens.

Siam ist noch das einzige indische Königreich, das seine Selbständigkeit bewahrt hat. Bereits im Jahre 1551 hatten die Portugiesen als erstes europäisches Volk Handelsbeziehungen mit Siam angeknüpft; ihnen folgten bald die Holländer. Siamesische Produkte der Land- und Forstwirtschaft wurden schon im 16. und 17. Jahrhundert auf den europäischen Märkten verkauft, so vor allem Gummilack, Kautschuk, Guttapercha, Wachs, Zucker, Pfeffer, Tabak, Seide, Kaffee, Ingwer, Elfenbein, Adlerholz, Tielholz (für den Schiffbau) usw. Da aber diese Waren meistens über holländische, portugiesische und englische Kolonien gingen, so bestand allgemein der Glaube, daß diese Produkte aus den Kolonien Hollands, Portugals und Englands kämen. Diese Handelsbeziehungen dauerten in der friedlichsten Weise bis 1688, wo eine allgemeine Christenverfolgung einsetzte — sicher nicht ohne Verschulden der europäischen Handelsherren! — die mit der dauernden Ausschließung aller Europäer endete. Erst in den Jahren 1850 bis 1860 wurde Siam wieder den Europäern erschlossen. Und als England und Frankreich immer mehr das Bestreben zu erkennen gaben, Siam unter sich zu teilen und nachdem es im Jahre 1893 im Kriege bereits einige Provinzen an Frankreich verloren hatte, beickte sich die siamesische Regierung, Siam zu „europäisieren“, Unternehmer aus allen Ländern zuzulassen, Europäer in ihre Verwaltung zu nehmen, um so die Selbständigkeit Siams zu sichern. „Bei der einzig ausschlaggebenden Persönlichkeit des Königs hat die Einsicht längst Platz gegriffen, daß die Erhaltung der Selbständigkeit Siams nur möglich sei, wenn die Regierung auch in wirtschaftlicher Beziehung den Forderungen der modernen Kultur gerecht wird,“ schreibt Vizekonsul G. Schulze in einer im Buchhandel noch nicht erschienenen Arbeit über Siam. Daraus erklärt sich der „aufgeklärte Despotismus“ des vor einiger Zeit verstorbenen Königs Tschulalongkorn, der in wenigen Jahren durch einfachen Machtbefehl eine große Reihe von fortschrittlichen Reformen eingeführt hat und der deswegen in allen Berichten über Siam als hochgebildeter, fortschrittlich gesinnter Reformator gefeiert wurde. Nun, da den Franzosen und Engländern jeder Einwand zum Zugreifen genommen ist, Kapitalisten aus allen Ländern auch „Interessen“ in Siam haben, ist eine Besitzergreifung Siams durch Frankreich oder England jedenfalls sehr erschwert worden. Die jetzige Regierung wird ganz von „europäischen Ideen“ beherrscht. Die „Prinzen“ — Söhne des Königs und seiner Nebenweiber, aus denen in der Regel die höheren Verwaltungsbeamten entnommen werden, deren Nachkommen aber in der dritten Generation den Rang eines Prinzen verlieren — studieren an europäischen Universitäten wie die Söhne der Besitzenden des Landes. Einem dieser Prinzen, der in Tübingen Staatswissenschaft studierte, haben wir die erste volkswirtschaftliche Darstellung Siams, in streng wissenschaftlicher Bearbeitung, auf Grund eigener Forschungen in Siam und des von den siamesischen Ministerien zur Verfügung gestellten Materials zu danken.* Das hochinter-

* Die Landwirtschaft in Siam. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Königreichs Siam, von Dilok, Prinzen von Siam, Doktor der Staatswissenschaft. Verlag von C. L. Hirschfeld, Leipzig. 1908.

essante Werk ist mit großer Sachlichkeit und wohlthuendem Freimut geschrieben und ermöglicht zum erstenmal, sich ein richtiges Bild von dem wirtschaftlichen und sozialen Leben des siamesischen Volkes machen zu können.

Siam, das ungefähr so groß ist wie Oesterreich-Ungarn, aber nur 6 700 000 Einwohner hat, ist ein reiner Agrarstaat, hat fast keine Industrie und wird wahrscheinlich auch immer wesentlich auf die Landwirtschaft angewiesen sein, da eine Industrie, wie z. B. in Japan und China, sich in diesem Lande aus verschiedenen Gründen nicht entwickeln kann. Eisen kommt in Siam fast gar nicht vor; Kohlen sind zwar gefunden worden, aber nicht so große Lager, daß ein Abbau rentabel wäre. Als Brennstoffe benützt man in Siam Reishölzer, Holz und Holzkohlen. Auch das heiße Klima steht der Entwicklung einer großen Industrie entgegen. Außerdem ist aber Siam ein ungemein fruchtbares Land, bebauungsfähiger, aber noch unbebauter Boden ist in so großen Mengen vorhanden, daß die Landwirtschaft der Bevölkerung auf unabsehbare Zeiten einen größeren Gewinn verspricht als die industrielle Beschäftigung. Zwar werden jährlich für 12 Millionen Mark Zinnerz aus Siam ausgeführt und für etwa 700 000 Mark Edelsteine: Saphire, Rubine, Opale usw. Aber einen größeren Umfang kann diese Produktion kaum gewinnen. Siam ist das Land der Reispflanzung, und es wird eine der Kornkammern der Industrieländer werden.

Bis zum Jahre 1782 war Siam ein Feudalstaat ganz im mittelalterlichen Sinne. Und es hat „den Anschein“, schreibt Prinz Dilok, „als wenn früher, d. h. vor dem Jahre 1781, die ländliche Bevölkerung mit ihrer Tätigkeit mehr oder weniger nur als eine unerschöpfliche Quelle der Ernährung der höheren Klassen der Bevölkerung, also des Adels, betrachtet worden wäre“. Im Jahre 1781 brach deshalb in Siam eine Revolution aus — in der gleichen Zeit also wie in Frankreich! — und der König Phya Tark Sing wurde hingerichtet. Schon im Jahre 1782 begannen Reformbewegungen, die erst jetzt völlig zum Durchbruch kommen. Im Jahre 1897 wurden die letzten Reste des Lehnswesens durch einen Erlass des Königs beseitigt. Das siamesische Lehnswesen war das alte indische. Siam wird aber auch heute noch absolutistisch regiert. Neben dem König besteht ein Staatsrat aus 55 Mitgliedern und seit dem 10. Januar 1905 ein gesetzgebender Rat, der sich aus den Staatsministern und 12 vom König ernannten Mitgliedern zusammensetzt. Einen liberalen Charakter hat dagegen das durch einen königlichen Erlass vom Jahre 1897 errichtete neue Lokalverwaltungssystem. Das Land wurde in 20 Provinzen eingeteilt, die Provinzen wieder in Kreise, diese in Bezirke und die Bezirke wiederum in Tambol oder Dörfer. Jedes Tambol umfaßt verschiedene Mu-Van oder Häusergruppen, in denen ungefähr zehn bis zwanzig Familien wohnen. An der Spitze eines jeden Mu-Van steht ein Aelterer oder Pu Yai Van, der von Angehörigen des Mu-Van gewählt wird. Diese Pu Yai Van — der Gemeinderat — wählen einen Kamman oder Vorsteher — den Gemeindevorstand oder Bürgermeister. Die Vorsteher der Provinzen, Kreise und Bezirke sind Staatsbeamte, die unter dem Ministerium stehen — ganz so wie in Preußen-Deutschland. Die staatliche Verfassung ist jedoch noch keine konstitutionelle oder demokratische. Aber Prinz Dilok sagt, die „liberalen Reformen“ seien „noch nicht völlig zum Abschluß gelangt... und noch nicht alle Verhältnisse der jahrhundertalten unfreien Institutionen beseitigt“, woraus zu schließen ist, daß man in Siam auch mit der Einführung einer Volksvertretung rechnet. Japan scheint das Vorbild zu sein, dem Siam nachzueifert. (Schluß folgt.)

Kötzschkes.

Eine Berliner Geschichte von Alwin Rudolph.

(Fortsetzung.)

Nante stand in der Küche und wusch sich; seine Frau rannte in die Stube und kam mit einem Heind in der Hand zurück. „Hier,“ sagte sie, hast'n Heinde. Sonst ziehst Du das dreck'ge wieder an. Wenn man bei Euch nicht noch aufpaßt, geht Ihr wie'n Schwein.“

Nante Kötschke wusch sich, ohne etwas zu erwidern, ruhig weiter.

„Hast Du mir auch Strümpfe rausgelangt?“ fragte er, als er soweit war.

„Herrje, wenn man Euch nicht alles in die Hände gibt!“ Damit rannte sie wieder in die Stube.

„Na, ich hätt' sie mir auch selbst gelangt.“
„Ach, Du weißt ja nicht mal, wo sie sind und welche ganz sind.“

Nante band sich jetzt den Kragen um.
„Na, den Kragen hast Du doch schon mal umgehakt. Du mußt doch heut 'nen frischen nehmen.“

Lagte Malchen riß die Schublade auf und nahm einen reinen Kragen heraus. Wie sie sich umwandte, fielen ihre Blicke auf den Tisch.

„Und den schwarzen Schlips willst Du nehmen? Heut kannst Du doch den blauen umbinden.“

Sie vertauschte die Schlipse, dann ging sie, schwer aufseufzend, so schnell sie konnte, wieder in die Küche. Sie war noch lange nicht fertig.

Kötschke stand bald angezogen im Korridor. Er hatte schon den Hut auf und den Stock in der Hand und rauchte sich gemütlich eine Zigarre an. Seine Frau und Lotte waren damit beschäftigt, die Ewaren in dem großen Marktkorbe zu verpacken. Aber es war trotz Anwendung aller Klünste nicht genügend Platz. Der Spicaal für Nantes Frühstück war schon geplakt und ließ das Fett heraus. Er bekam dafür noch ein paar Bogen Papier um den Leib gewickelt und mußte in die Tasche aus imitiertem Leder.

„So schließ doch immer die Stube zu,“ Tante Malchen sprach fast immer in der Mehrzahl, besonders wenn sie so bewegt war. „Man muß Euch alles erst sagen. Den Schlüssel legst Du auf den Küchenrahmen.“

„Weiß ich denn, ob Du schon alles raus hast?“ brummte Nante und schloß ab.

„Schon? Du hast ja leicht reden. Schon! Wenn man Euch nicht alles in die Hände geben mußte. Hast Du denn nachgesehen, ob die Fenstern zu war'n?“

Nante wollte gerade den Schlüssel verstrecken. Er schloß nochmal auf, guckte durch den Türspalt und schloß wieder ab. Endlich waren alle so weit, daß sie gehen konnten.

Es war ein heißer Tag. Unausgesprochen sandte die Sonne ihre Glut. Ueber dem Erdboden zitterte die Luft. Die Menschen auf dem Dampfer, die in der ersten Stunde der Fahrt nicht zur Ruhe kommen konnten, sahen träge und matt auf den Holzbänken. Sie stöhnten über diese Hitze. Und Frau Kötschke meinte, es gebe heut noch was, wobei sie immer wieder in den Himmel guckte.

„Es ist so sehr heiß heute. Von da kommt's raus,“ sagte sie und deutete mit dem Finger nach dem Horizont.

„Ach, Mutter, sei doch still,“ wandte sich Lotte jedesmal dagegen. Sie sah bei diesen Prophezeiungen ihre ganze Hoffnung zu Wasser werden. Und sie war doch so voll Hoffnung. Sie erwartete von diesem einen Tage so viel, so unendlich viel. Zwar wußte sie nicht recht was. Sie gab sich keine Rechenschaft über ihr Gefühl. Vielleicht konnte sie das auch nicht.

Aber sie war von einem gewaltigen Sehnen ergriffen. Es war ihr, als läge ein großes Erleben vor ihr, etwas Schönes, Gehres. Etwas, was sie bisher noch nicht kannte, nicht ahnte. Manchmal erschrak sie, wenn ihr ihre Wandlung zum Bewußtsein kam. Aber das war dann immer nur ein Augenblick. Immer wieder wurde sie hingerissen in unbewußte Glückseligkeit.

Der Dampfer war voll von Menschen. Einer saß dicht am andern auf einem gar bescheidenen Plätzchen. Wer aufstand, mußte sich mühsam zwischen all den Bänken und Stühlen einen Weg suchen. Und wenn er zurückkam, hatten es sich die Nachbarn bequemer gemacht und er fand nur schlecht seinen Platz.

Lotte genierte das alles nicht. Sie war bald auf dem vorderen, bald auf dem hinteren Teile des Schiffes. Und obwohl sie beim Besteigen des Dampfers, als die Mutter nach hinten unter das Zeltdach gehen wollte, ihren Willen, vorn zu sitzen, durchzusetzen verstand, weil man angeblich unter dem Zelt nichts von der Umgebung sehen könne, so hielt sie sich jetzt doch mehr hinten auf.

Hier waren ja ihre Bekannten von den Sonntagnachmittagen. Mit ihnen scherzte und lachte sie in einem fort. Dabei sah sie sich immer schon nach der Treppe um, die in die Kajüte hinabführte.

Dort unten war der Vater. Eigentlich brauchte sie ihn kaum zu fürchten. Er war anscheinend mit seinen Bundesbrüdern bemüht, von dem Bier, das dort verschenkt wurde, anderen möglichst wenig zukommen zu lassen. Sie tat ja auch nichts Unrechtes. Und doch war ihr zumute, als wenn sie an Verbotenem rühre.

So fürchtete sie die sonst so stille Natur des Vaters mehr als das vornehmliche Wesen der Mutter. Aber das wußte sie auch, vor der Mutter hatte sie Ruhe. Die stand von ihrem Sitz so leicht nicht auf. Das Essen hatte sie bei sich, und sie hatte auch ein paar Nachbarinnen, mit denen sie um den Preis der Beredsamkeit kämpfte.

Lotte schwamm in Freude. Hin und her. Wenn sie bei ihm war, auf den sich jetzt fast alle ihre Gedanken festlegten, dann dachte sie wieder an die Eltern. Und dann kam etwas Unheimliches über sie. Dabei fühlte sie sich so merkwürdig angezogen und festgehalten. Es war ein Zwiespalt in ihr, etwas Wühlendes. Sie wußte nie recht, wo sie hingehöre.

Sie sah auch nicht die Landschaft, die sich zu beiden Seiten des Wassers erstreckte und vom goldenen Lichte der Sonne überflutet wurde. Grüne Wiesen breiteten sich an den Ufern und hier und da tummelten sich feiertägliche Menschen.

Doch auch die anderen auf dem Dampfer wurden nicht überwältigt von der Schönheit, die sie rings umgab. Die Musik, die verübt wurde und in einem starken Mißklang zu der Schönheit der weiteren Umgebung stand, schienen jede edlere Regung zu ersticken.

So langte der Dampfer endlich nach zweistündiger Fahrt an seinem Bestimmungsorte an. Die meisten erhoben sich steifbeinig. Alle aber drängten dem Ausgange zu. Im Garten standen lange Tischreihen, und jeder suchte sich einen Platz, der ihm nach seiner Meinung der beste schien. Dann begann ein Laufen und Rennen in dem Garten. Staub wirbelte auf und legte sich auf Kleider, Tische und Stühle. Aber das beinträchtigte die jetzt so vergnügten Menschen nicht. Karussell und Schaukel hatten vollauf zu tun, um alle zu befriedigen. Von den Regelpbahnen tönte fortwährend ein lustiges Gepolter

und Geschrei, und auf dem Tanzboden drehten sich alt und jung, obwohl es noch Vormittag war. Die Hausmütter saßen an den Tischen zusammen und schwatzten. Die Männer, die nicht am Preisfesteln teilnahmen oder ihre Nase schon geschoben hatten, standen um den Ausschank, wo es sehr lebhaft zuzuging. Die meisten von ihnen hatten rote Käpfe auf, von denen eine blaue Quaste baumelte, und einigen ging über die Brust eine breite himmelblaue Schärpe, auf der mit großen Buchstaben entweder Vorkisender oder Bannerträger oder Schriftführer gestickt war. An einem Tische war das bunte Vereinsbanner befestigt. Am Fahnenstock war eine große ebenfalls blaue Schleife mit der Aufschrift: „Gestiftet von den Frauen und Jungfrauen des Vereins“. Auf dem Tische lag eine riesige Tabakspfeife, daneben stand ein geschnitzter Kasten mit der Aufschrift „Tabak“, und dann waren noch allerhand andere Gegenstände, deren Gebrauch man nicht kannte und deshalb als Briefbeschwerer bezeichnete. Diese waren so kostbar, daß die jungen Mädchen alle in Entzücken gerieten und mit Spannung auf die Verlosung warteten.

So ging das Treiben den ganzen Tag. Hier und da kam ein kleiner Streitfall vor; aber die Gemüter waren noch ziemlich ruhig. Das mitgebrachte Essen wurde verzehrt. Andere nahmen an der großen Mittagstafel Platz, wo die ersten zwar noch nicht satt waren, aber doch schon ihre Portion verspeißt hatten, während die letzten noch auf den Anfang warteten.

Nach dem Essen gingen viele in den Wald. Besonders die jungen Leute. Die Männer suchten meist einen stillen Platz, um ein Schläfchen zu machen, das manchem schon sehr not tat.

Der Kaffeetisch vereinigte aber wieder alle. Es schien, als sei jetzt erst der feierlichste Moment des ganzen Dampferausflugs gekommen. Ein Leben begann und ein Schnabulieren, daß alles andere unbeachtet blieb. Ansprachen und Hochs wollten kein Ende nehmen.

Kaffeekanne reichte sich an Kaffeekanne; immer wieder wurden die Tassen gefüllt. Die verschiedensten Kuchen bedeckten die Tische, Kostproben wurden hinüber und herüber gereicht und die Backkunst in den könenlichsten Farben gelobt. Es war, als galt es den höchsten Ruhm zu erstreben.

Doch endlich erlahmten auch die Tüchtigsten. Alles findet mal sein Ende. Man stand auf, um sich zu verschauen. Und das war der Beginn, daß sich alles wieder wie am Vormittag gruppierte. Die Frauen blieben an den Tischen. Die jungen Leute gingen zum Tanz oder meist paarweise in den Wald. Und die Männer? Die standen wieder an der Schänke, von der dann einer nach dem anderen verschwand und sich schwer auf einen Stuhl fallen ließ, um so bald nicht wieder aufzustehen.

So ging es nun auch Kötschke. Unter irgendeinem Vorwande verschwand er aus der Mitte seiner Klubgenossen. Er ging zu seinem Malchen, zu der er ausnehmend liebenswürdig war. Als wollte er heute für sie tun.

Auf dem Tische stand noch die Kaffeekanne; da Tante Malchen so reichlich kochte, daß der Kaffee bis zum Abend reichte, konnte Kötschke seine jetzt mehr als vorher trockene Zunge nehen.

Am Nebentische saßen einige junge Männer, die sich bisher im Tanzsaal vergnügt hatten. Aber sie konnten wohl auch nicht mehr den Takt der nicht mehr taktvollen Musik einhalten. Sie wollten mit ihren Tänzerinnen in den Wald ziehen. Die aber machten kehrt, als sie sahen, wie es um ihre Verehrer stand. (Schluß folgt.)

Aus einer Ferienkolonie für Kinder. Seit einer Reihe von Jahren ist die organisierte Arbeiterschaft nicht nur bestrebt, sich der schulentlassenen Arbeiterjugend und durch Kinderschuttkommissionen der erwerbsfähigen, vom Unternehmer ausgebeuteten Kinder anzunehmen, sondern sie schenkt im erhöhten Maße ihre Aufmerksamkeit auch den spielenden Kindern.

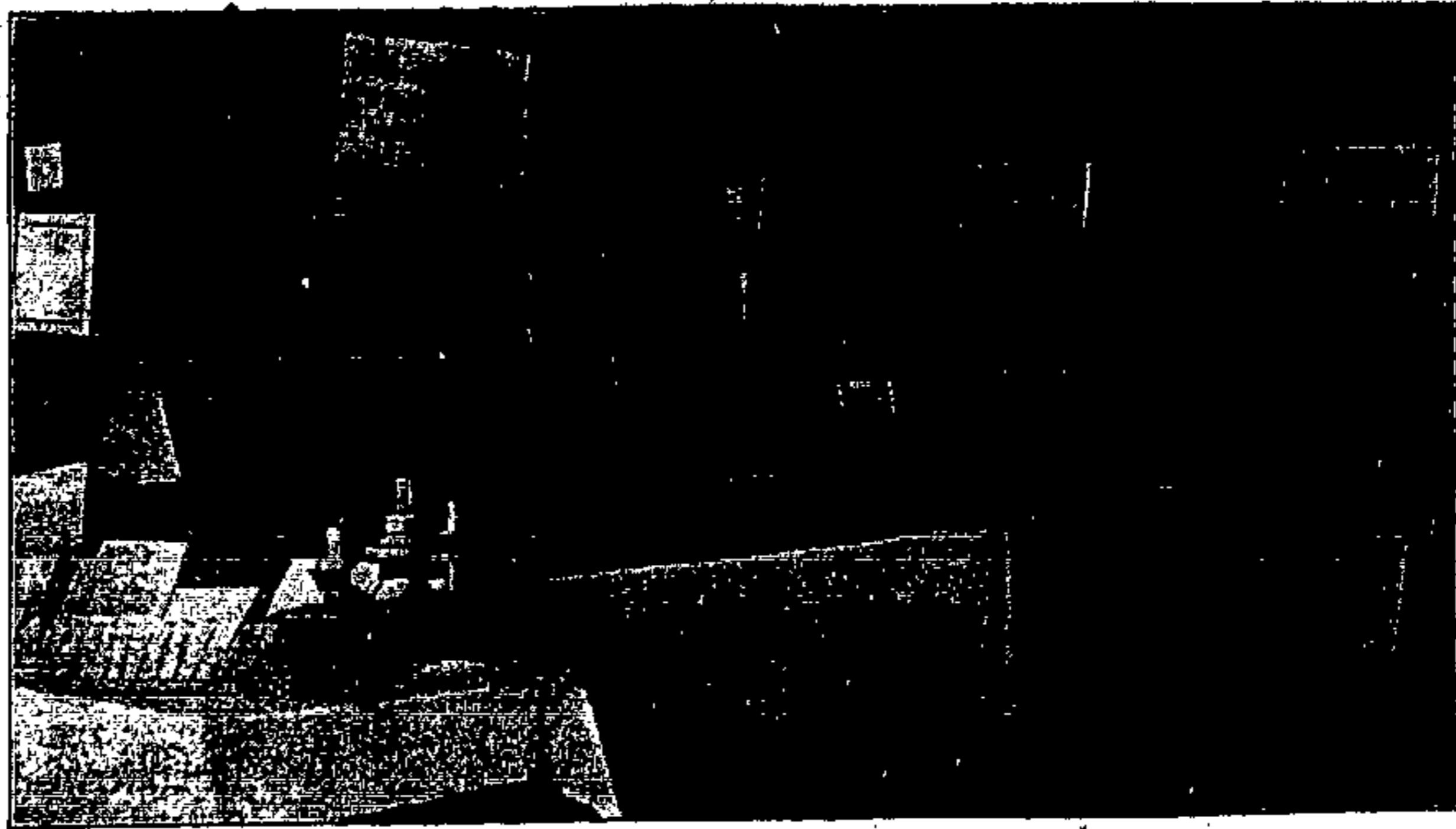
Wie und wo soll das Kind spielen? Für den Arbeiter in der Großstadt ist die Frage nicht leicht zu lösen. Denn in den Großstädten sind geeignete Spielplätze nur unzureichend vorhanden. Gehört doch erst ein jahrelanges Drängen unserer Vertreter in den städtischen Körperschaften der Großstädte dazu, um wenigstens die Schulhöfe als Spielplätze für die Kinder freizubekommen. Je größer die Städte sind, je weniger Spielplätze sind vorhanden. Schlimm steht es besonders, wenn im Sommer die großen Ferien beginnen; dann fragen sich die Mütter, wohin mit den Kindern?

Auch hier ist es die organisierte Arbeiterschaft, die vielen Müttern die Sorge um ihre spielenden Kinder genommen hat und dem Kinde geben will, was dem Kinde gehört. Genossinnen, Arbeiterturnvereine und auch Jugendausschüsse in einzelnen Städten veranstalten jährlich für die Kinder Ferienspiele. Seit sieben Jahren unterhalten die Genossinnen Schönebergs (bei Berlin) eine solche Kinderferienkolonie. Im Orte selbst mangelt es an geeigneten größeren Spielplätzen; deshalb wählte man den Grunewald. Mit etwa 50 Kindern marschierten einige Genossinnen im ersten Jahre zur Stadt hinaus nach dem Walde; jedes Jahr wurden es mehr Kinder. Seit fünf Jahren werden die Kinder mit der Straßenbahn befördert; in dieser Ferienzeit mußten im letzten Jahre die Wagen von drei auf sieben erhöht werden. Der Andrang ist freilich viel stärker. Aber infolge der beschränkten Mittel läßt sich eine Erweiterung leider nicht herbeiführen. Im letzten Jahre betrug die Beteiligung rund 400 Kinder; allerdings ist das nur dadurch ermöglicht worden, daß unsere Vertreter im Stadtparlamente beantragten, der Kommission eine Summe aus städtischen Mitteln zur Verfügung zu stellen. Das geschah auch. Vor vier Jahren bewilligte die Stadt zunächst 1200 M., im vorvorigen und im vorigen Jahre 1800 M. Von dieser Summe werden lediglich die Fahrkosten gedeckt. Die Ausgaben für Milch usw., die sich wöchentlich auf 250 M. belaufen, sucht die Kommission dadurch aufzubringen, daß sie Sammellisten in Umlauf setzt.

Die Abfahrt von Schöneberg ist auf mittags 1 Uhr festgesetzt; zurück kommen die Kinder gegen 8 1/2 Uhr abends. Da Kinder schon im Alter von drei Jahren mitgenommen werden, ist eine gute Kontrolle notwendig. Zu diesem Zweck führt für jeden Wagen je eine Genossin eine Präsenzliste, in der die Kleinen nach Namen, Alter und Wohnung verzeichnet sind. Sollte sich ein Kind einmal etwas weiter in den Wald hineinwagen und sich verspäten, so wird es beim

Aufruf sofort vermisst. Zwanzig Genossinnen hatten im letzten Jahre die aufopferungsvolle Tätigkeit auf sich genommen, als Begleiterinnen im Wagen mitzufahren und die Aufsicht im Walde zu führen.

Die Fahrt geht bis Schmargendorf, wo zunächst in einem Lokal die Kinder mit Milch bewirtet werden; dann marschieren sie zum Walde. Nachmittags wird ihnen nochmals Kaffee oder Milch verabfolgt. Auch Butterbrotchen werden verteilt. Zwanglos vertreiben sich die Kinder mit allerlei Spielen die Zeit. Von den Genossinnen werden Anleitungen und Anregungen gegeben; sie mischen sich aber sonst nicht drein und spielen nur dann mit, wenn es von den Kindern verlangt wird. Eine beliebte Unterhaltung ist das „Wohnungsbauen“. Erde und Moos werden emsig zusammen-



Eine Wanderausstellung: „Die Unfallgefahren in der Holzindustrie“ ist gegenwärtig im Berliner Gewerkschaftshause zu sehen. Im Mai dieses Jahres brachten wir einen ausführlichen Artikel über die Gefahren, denen die Arbeiter in der Holzindustrie ausgesetzt sind; diesem Aufsatz, auf den wir heute verweisen möchten, waren Bilder beigegeben, die nach dem reichen Material der Ausstellung reproduziert waren.

getragen; zuerst wird ein großes Biered hergestellt, dann eine Einteilung in Wohn-, Schlafstube und Küche vorgenommen. Oft ist auch ein Salon dabei. Kunstgerecht werden Sofa, Tisch und Sessel gruppiert. Manchmal bauert es auch nicht lange, daß „ausgezogen“ wird. Andere beschäftigen sich mit Weigen- oder Ballspielen; auch Tau wird gezogen, woran sich Knaben und Mädchen beteiligen. Hier hat sich eine Turnabteilung gebildet, dort wird gesungen, sogar ein Theater fehlt nicht; freilich recht primitiv; jeder trägt vor, was ihm gerade einfällt. Auch lustige und heitere Gebichte und Erzählungen, meist aus der Kinderbeilage der „Gleichheit“, werden deklamiert. So geht es bis zum Abend.

Da nun bei diesem Rennen und Jagen im freien Walde auch einmal ein Kind hinsinkt oder über eine Baumwurzel stolpert und sich verletzen kann, hat die Kommission auch für sachgemäße Behandlung gesorgt. Der Verbandskasten fehlt nicht und eine Genossin, die kurze bei der Arbeiteramariterkolonie genommen hat, ist für diese Kleinen sofort hilfsbereit zur Hand.

Freilich, nur ganz wenige Kinder sind es von den Tausenden, die zurückbleiben müssen, denen das echte, fröhliche und geistigregende Spielen vergönnt ist. Daß hier ganz andere Wege eingeschlagen werden müssen, und andere Mittel notwendig sind, dessen sind sich die Veranstalter wohl bewußt. Aber immerhin gibt das Gebotene Fingerzeige und Winke für unsere Gesellschaft, was auf diesem Gebiete zu geschehen hat und was bei einigermaßen gutem Willen in der Praxis schon heute durchführbar ist.

Eines der größten Ingenieurbauwerke Berlins ist die Putzbrücke mit der Führerbrücke, die unser Bild veranschaulicht. Der neue Verkehrsweg bringt zwei Stadtteile, den Nordwesten mit dem Norden, durch ausgebehnte Bahnanlagen bisher getrennt waren, in unmittelbarem Zusammenhang; seine Gesamtlänge beträgt 880 Meter. Die eigentliche Brücke ruht auf zwölf tief gegründeten, teilweise mit schließendem Granit verblendeten Betonpfeilern; sie besteht in der Hauptsache aus Flußhelsen. Die Fahrbahnkonstruktion ist über den Bahnanlagen mit Mühsicht auf die schädliche Wirkung der Rauchgase in Eisenbeton hergestellt; aus demselben Grunde sind alle anderen den Rauchgasen unmittelbar ausgesetzten Konstruktionsstellen mit diesem Material umkleidet worden. Das System der Hauptträger ist das sich in allen Öffnungen mit ungerader Ordnungszahl wiederholende eines Portal- oder Rahmenträgers mit festen Fußgelenken und ein- oder zweiseitig angeordneten Krängarmen, auf die sich in allen Öffnungen mit geraden Ordnungszahlen Koppelträger stützen. Zum erstenmal auf dem Kontinent ist statisch ein System in der Form als vollwandiger Blechträger zur Ausführung gelangt. Ein besonders sinnreich konstruierter Meßapparat unter einem eisernen Brückenpfeiler läßt genau

die Schwingungen und die Belastung der Brücke erkennen. Das System der an die Putzbrücke sich anschließenden Führerbrücke ist das bei vielen Spree- und Kanalbrücken übliche; der vollwandige Zweigelenkbogen; das heißt: ein über dem Bogen, aber unter der Fahrbahn angebrachtes Kugelgelenk sorgt für genügende Elastizität. Die Führerbrücke überspannt den Spandauer Schiffsahrtskanal in einem 88 Meter breiten Bogen. Dem Charakter des Stadtteils entsprechend sind Findlinge der Mark Brandenburg beim Bau zur Verwendung gekommen. Die Architektur der Brücke ist eine äußerst einfache. Zwei Treppenhäuschen bilden neben den großen Sandelabern das wesentlichste Schmuckwerk der Brücke. Die Putzbrücke bedurfte zu ihrer Herstellung einer Bauzeit von zirka 8 Jahren wegen der ungeheuren Schwierigkeiten, die durch die Ueberführung über die ausgebehnten Bahnanlagen erwachsen. Die Gesamtkosten der ursprünglich dem Verkehr übergebenen Anlagen betragen etwa 1800000 M., wovon 1415000 M. auf die Putzbrücke entfallen, der Rest somit auf die Führerbrücke.



Die Putzbrücke (Berlin).



Das Luftschiff „Schwaben“. (Ende Juni durch Explosion zerstört.)